

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen“

Gäste

Von Jo Hanns Rösler (Nachdr. verb.)

Max ist eingeladen. Bei Suppengrüns.
Max hat etwas mit der Suppengrün. Er hat nicht viel, aber er hat.
Während des Essens sitzt Max der Frau Suppengrün gegenüber und ihre Füße berühren sich in inniger Minne. Zwischen ihnen sitzt Suppengrün und schlürft behaglich seinen Bouillon.
Plötzlich erwischt Frau Suppengrün den falschen Latsch.
Sie stößt einmal. Sie stößt zweimal.
Nichts stößt zurück.
Da stößt sie noch einmal. Mit aller Liebe. Mit aller Inbrunst. Mit aller Leidenschaft. Immer auf Suppengrüns Stiefel.
„Nun höre aber schon endlich auf, mich immer zu stoßen“, legt da Suppengrün wütend den Löffel weg, „wegen Max esse ich immer noch, wie ich will.“

*

Schieberamsch ist eingeladen.
Zu einer gutgebratenen Gans.
Dazu gibt es echtes Pilsener.
„Ich kenne Familien,“ meckert Schieberamsch, „die zu einer Gans ihren Gästen Wein vorsetzen.“
„Ja,“ meint da der Gastgeber, „ich kenne auch Gäste, denen ich dazu Wein vorsetze.“

*

Jo Hanns Rösler hat eine Hütte in Luchau im Erzgebirge.
Die er stolz sein Jagdschloß nennt.
Er jagt auch dort. Täglich dreimal mit der Großmutter ums Haus herum. Hin und wieder ladet sich nun Jo Hanns Rösler Gäste ein.
Eines Tages bittet er Dr. Laskes aus Berlin zu sich.
„Sie fahren also mit Ihrem Wagen bis Dresden,“ erklärt er ihnen den Weg, „von dort nach Dippoldiswalde, dann biegen Sie die Straße nach Glashütte ein. Dort liegt Luchau. Mein Haus zeigt Ihnen jeder. Es liegt rechts hinter dem Backofen vom Bäcker. Wenn Sie dann dort sind, treten Sie oder Ihre Frau mit dem rechten Fuß die Türe auf.“
„Mit dem Fuß? Warum nicht mit der Hand?“
„Das können Sie auch“, meint da Jo Hanns Rösler wieder einmal schwer enttäuscht, „aber in den Händen haben Sie doch — hoffe ich — die Gastgeschenke.“

*

„Rauchen Sie,“ bietet Brummel seinem Dinergast nach dem Essen eine Zigarre an.
„Danke“, lehnt dieser ab, „ich rauche nur nach einer guten Mahlzeit.“

*

Gurke ist zu Gast.
Bei Krautwickels.
Plötzlich entfahrt Gurke ein lauter Gähner.
„O pardon“, stammelt er verlegen.
„Sie langweilen sich wohl bei uns“, lächelt die Krautwickeln.
„Im Gegenteil, gnädige Frau“, will Gurke schnell einlenken, „das ist bloß Hunger.“

*

„Wir hatten einmal so viel Flöhe in der Wohnung, daß wir nicht mehr wußten, was wir dagegen tun sollten.“
„Sind Sie sie losgeworden?“
„Alle. An einem Tage.“
„Wie denn?“
„Wir haben einen Hausball gegeben.“

*

Voluptas ist eingeladen.
Zu Suppe, Fisch und Braten.
Aber Voluptas kommt nicht.
„Warum haben Sie uns nicht das Vergnügen gemacht?“, trifft ihn Tage später die Hausfrau.
„Ich hatte keinen rechten Hunger.“
„Erlauben Sie mal, man kommt doch nicht nur wegen des Essens??“
„Ich weiß, gnädige Frau, aber richtigen Durst hatte ich auch nicht.“

*

Pietsch ist zum Tee geladen.
Bei der dicken Tante Reizweg.
„Sie wollen schon wieder gehen?“ sagt ihm die Reizweg zum Abschied eine Höflichkeit.
„Ich muß, gnädige Frau,“ meint Pietsch, „sonst denkt daheim meine Frau gleich wieder, ich hätte mich bei Ihnen amüsiert.“

*

Tante ist zu Besuch.
Der sechsjährige Fritz popelt ergiebig.
„Aber Fritz!“, ist die Tante empört.
Fritz läßt sich nicht stören. Fritz popelt innig weiter.
„Laß das“, mengt sich jetzt die Mutter ein, „Du hast doch gehört, daß es Tante stört.“

*

Temper geht zum Tee.
Zu Fräulein Fifine.
Betrachtet begeistert die lustigen Leckereien.
Da fällt sein Blick auf die kleinen japanischen Papierservietten unter seiner Tasse.
Jetzt kann sich Temper nicht mehr halten.
„Das ist ja entzückend bei Ihnen“, ruft er begeistert errötend, „an was Sie alles gleich gedacht haben.“

*

Minna Logarithme gibt ein Diner.
Baut den Tisch auf.
„Wohin soll ich die Zahnstocher stellen?“, fragt das Mädchen.
Und Minna:
„Heute brauchen wir keine Zahnstocher. Heute haben wir Tischkarten.“

Möwen auf Tönnworm

Von Heinz Steguweit. (Nachdr. verb.)

Die Schiffe, die von Hamburg nach Jütland wollen, müssen alle am Tönnwormer Leuchtturm vorbei, der auf einer Hallig steht und vor den Sandbänken nordfriesischer Inseln warnt. Auf den Halligen sind die Menschen rauh wie Schwarzbrotrinde, und weil sie vom schacherfrohen Lärm der Städte nichts wissen wollen, sind sie gut und schweigsam geblieben, wenn die Männer auch zottige Bärte tragen und die Frauen in Holzklumpen spazieren gehen. Jens Holverssum, der bis zum Frühjahr das Blinkfeuer auf Tönnworm betreute, war gestorben, die Lungenpest hatte dem Aermsten den Rest gegeben, denn ein Leuchtturmwächter muß viel Rauch schlucken, wie oft blaken und schwalken die sieben Oeldochte der großen Laterne. Der Sohn Jens Holverssums, auf den sich das Amt vererben mußte, war noch zu jung für so viel Pflichtgefühl, der lernte noch auf der Schifferschule in Husum, darum schickte die Seewarte einen Vertreter nach Hallig Tönnworm, einen eitlen Burschen, der als ewig nörgelnder Kostgänger Jens Holverssums Wittib die Tage sauer machte.
Fritz Pludermann hieß der Kerl; er betrug sich wie sein Name, wenn man bedenkt, daß die Tönnwormer für Krakeelen auch Pludern sagen.
Fritz Pludermann war heute sehr geschäftig, er striegelte sich vom Scheitel bis zur Sohle, denn der Reichsamtmann aus Husum war gemeldet, der hatte ein Jagd- und Vogelrecht hier auf der Hallig und nutzte es zuweilen aus.
Drei Tage blieb der hohe Beamte, er stieg auf den Leuchtturm, fand alles in bester Ordnung, redete Pludermann scharf ins Gewissen, nur ja das Blinkfeuer zu bewachen, im übrigen werde er bald einmal unverhofft auf Tönnworm erscheinen! —
Der Wärter juckte sich im Genick, Unverhofftes war ihm unbequem, er blieb heute wacker auf dem Turm, um den unablässig Pflichtgetreuen zu heucheln. — Und wie er da oben auf der Platt-

turm stand, vom Salzwind umweht, sah er am Strand den Amtmann mit der Flinte gehen, zwei Freunde folgten ihm auf Tritt und Schritt, zuweilen bellten Schüsse über die Nordsee, und hatten die Jäger aus Husum gut gezielt, fielen mancherlei Vogeltiere ins Wasser oder in den Sand. Zwei braune Hunde fegten dann in die Wellen oder durch die Dünen, kamen keuchend wieder, nassen Tang in der Schnauze, eine zuckende Silbermöwe, eine Sturmschwalbe, oder, wenn die Strecke sich lohnte, einen kapitalen Fischreiher! —

Da der Amtmann zum Vergnügen schoß, legte er nur auf die prächtigsten Vögel an, die hingen dann später in seinem Hause, an den Krallen ein kleines Elfenbeinschild, das ein Datum und den Namen des Reviers trug. Große Beute schickte sich nicht auf Tönnworm, allein die Möwen flatterten hier in Scharen, da knallte kein gerechter Weidmann blindlings hinein.

Fritz Pludermann stand immer noch staunend auf seinem Leuchtturm, die Luft schmeckte nach Heringen, zuweilen wirbelte der Wind eine Sandwolke hoch, dann hatten die Zähne des Wärters stundenlang etwas zu knirschen. Als dann die Sonne sank, zündete Pludermann seine sieben Dochte an, ließ das Uhrwerk schnarren, und die gewaltige Laterne blinkte, erlosch, blinkte wieder, erlosch wieder, diesem Wechselspiel die ganze Nacht hindurch gehorchend, denn die rundlaufenden, tellergroßen Prismen waren ein präzises System von Signalen.

In der Küche von Jens Holverssum Wittib speiste Fritz Pludermann sorglos zu Nacht, Flundern gab's mit saurem Kohl, das schmeckte doppelt gut, weil der lästige Amtmann wieder glücklich auf der Fähre nach Husum saß. Aber bald hatte der ewige Nörgler einen neuen Zank mit der Halligfrau. Die Husumer Jäger hatten der Witwe einen runden Taler geschenkt, sie hatten ihr auch die schönste Silbermöwe zurückgelassen, ein Wundertier, dessen ausgeschwungene Flügel über einen Meter in der Breite maßen. Da packte Fritz Pludermann der Neid, und als er gar hörte, daß in Hamburg für solch präpariertes Exemplar an 50 Reichsmark gezahlt würden, flackerte häßliche Gelögier in seinen Augen.

„Ich fang auch Möwen, Witwe Holverssum!"

„Ist streng verboten, Fritz Pludermann!"

„Es sieht keiner auf Hallig Tönnworm!"

„Ich seh es!"

„Und wenn wir teilen? 600 Mark auf ein Dutzend, halbpart, Witwe Holverssum!"

„Nie, Pludermann! Die Tiere sind mir lieb, ich halt meine Augen offen; — zudem: woher die Flinte?"

Fritz Pludermann schlang seine Flundern mit Sauerkohl knurrend hinein, er wußte schon, wie er Möwen fing, und wehe der Hexe, wenn sie . . . — das weitere dachte er sich heute noch nicht aus. —

Wenn die Nacht kommt, und der Sturm jault um die Hallig, macht die Nordsee eine unheimliche Musik; in den Pfählen der Landebrücke pfeifen die Erlen, an den Fenstern scheuert und singt der Sand, und oben, wo das grelle Feuer des Leuchtturms alle Augen blendet, kollern die Möwen, sie fliehen vor dem Donner der Brandung und flattern ans Licht wie die Motten. Was brauchte da Fritz Pludermann eine Flinte? Er spannte ein Netz rings um den Turm, die edlen Vögel nicht besser zu fangen als einen gemeinen Heringszug. Aber Witwe Holverssum schlief nicht, wie der ungerechte Jäger meinte, sie lauerte unten im Fenster und tat, was viele Halligfrauen können: sie pfiff scharf auf zwei Fingern:

„Pludermann, ich meld' es!" —

Den Netzsteller schüttelte die Wut. Er warf einen Hammer von oben herab durch den Sturm, und die Scheiben der Holverssum klirrten, mit einem Schrei fiel die Wittib zurück in ihr Zimmer. Nun mußte sie ihr eigenes Blut stillen und konnte dem Teufel nicht mehr auf die Finger sehen.

Jetzt saß dem Rüpel die Angst im Nacken; um die jammernde Frau kümmerte er sich nicht, dazu war er zu feige; und dann rechnete er immer noch eine Möwe zu 50 Reichsmark. Das einzige Weibsbild von Tönnworm sollte ihn nicht verraten können. Da ließ er die Prismen alleine rund laufen, band sich eine grelle Karbidlampe vor den Bauch, schwang in beiden Fäusten ein großes Krabbennetz und schlich so durch die Finsternis der Dünen, wo ihn keiner mehr sehen konnte. Seine Rechnung stimmte; einzelne Vögel flatterten seinem Licht entgegen, bald würden Schwärme kommen, dann hatte er herrlichen Fang. —

Eine kleine Lachmöwe zappelte schon in den Maschen, er packte sie roh an den Flügeln, sah sich scheu um, stopfte diese Beute schmunzelnd in einen Sack. Dichter und lauter flatterten die Tiere ihn an, neue Beute verfing sich, dann stieß ihn eine mächtige Möwe mit dem Krummschnabel so jach vor den Schädel, daß er stürzte. Vornüber torkelte er, sein Leib zerdrückte die Lampe, das Karbidgas flammte auf mit grellem Knall, den Hilferuf des brennenden Räubers zerfetzte der Sturm, und als er schreiend aufstehen wollte, warf ihn immer wieder eine kollernde, schlagende Wolke zurück. Nun war er selber ein großes, alle Augen blendendes Feuer, das tausend Mücken und Vögel mit wilder Gewalt umschwärmten. —

Als am Morgen das Blinkfeuer nicht erlosch, faßte sich die wunde Wittib ein Herz und stieg auf den Turm. Da waren alle Geländer und Gläser, alle Dochte und Instrumente schwarz vom öligen Ruß, vom pflichtvergessenen Wärter aber nirgendwo eine Fährte. Sie fand Fritz Pludermann erst am Nachmittag in den Dünen, sein Leichnam war fürchterlich massakriert, er roch nach Brand und Fäulnis, ein Schwarm schwarzer Dohlen flatterte von ihm hoch, sie hatten schon erste Mahlzeit gehalten.

Die Wittib sprach ein erschrockenes Gebet, mit dem Spaten warf sie Sand und schlickiges Gras auf den Toten, dann steckte sie am Turm eine rote Fahne aus. Von der nächsten Hallig kam Schutz und Hilfe.

Der tote Bartels besucht sein Grab

„Um Himmels willen! Wie ist das möglich? Sie gehen hier am hellen Tage auf der Straße spazieren, und dabei liegen Sie doch schon seit 20 Jahren begraben!" — „Ganz recht. Deswegen bin ich eben hier. Ich möchte mir doch gern mal mein Grab ansehen. Kommen Sie doch, bitte, mit und zeigen Sie es mir!" Diese nicht gerade alltägliche Unterhaltung fand vor kurzem zwischen dem Kolonialwarenhändler Thompsen und einem gewissen John F. Bartels in dem amerikanischen Städtchen Alma (Nebraska) statt. Da der erstere im Jahre 1909 höchstpersönlich den Sarg des toten Bartels auf seinen Schultern mit zum Friedhof getragen hatte, war sein Erstaunen, den Verstorbenen plötzlich frisch und munter vor sich zu sehen, durchaus begreiflich. Er kannte aber glücklicherweise keine Furcht vor Gespenstern und willigte also ein, dem „Geiste" Bartels' die letzte Ruhestätte seiner irdischen Hülle zu zeigen. Die beiden gelangten bald zu einem Grabe, über dem sich ein schöner Marmorblock erhob. „John F. Bartels. 1856—1909" lautet die Inschrift. „So, dies hier ist Ihr Grab", deutete Thompsen auf den Stein. „Aber wenn Sie hier nicht liegen, wer denn?" — „Ich ahne es nicht. Nur so viel kann ich versichern, daß ich es nicht bin", war die Antwort des „Geistes." Allmählich stellte sich dann alles heraus. Bartels stammte aus Alma, war aber im Jahre 1894 nach seiner Heirat in das benachbarte Missouri verzogen. Die Ehe wurde alles andere als glücklich, und eines Tages erklärte der enttäuschte Ehemann, er habe die Sache satt und überlasse sein Ehegespons sich selber. Damit verschwand er. Das war 1903. Nun läßt das Recht des Staates Missouri die Todeserklärung eines Ehemannes schon zu, wenn dieser sieben Jahre lang abwesend gewesen und während dieser Zeit keine Nachricht von ihm eingegangen ist. Von dieser Bestimmung machte die verlassene Frau Bartels im Jahre 1908 Gebrauch; ihr Mann wurde für tot erklärt. Etwa ein Jahr darauf las man in der Zeitung, daß in Illinois eine Leiche gefunden sei, deren Beschreibung in allem auf den Verschollenen paßte. Frau Bartels sah sich den Toten an und erkannte in ihm ihren ehemaligen Gatten. Da kein Grund bestand, an der Aussage der „Witwe" zu zweifeln, gab man ihr die Leiche heraus, die dann ein ehrenvolles Begräbnis auf dem Friedhofe in Alma erhielt. — In Wirklichkeit war der Tote gar nicht Bartels gewesen. Eine allerdings sehr große Aehnlichkeit hatte die Frau getäuscht. Jener lebte vielmehr friedlich in Chicago, las sogar in den Zeitungen, daß seine Leiche von seiner Frau identifiziert und in Alma begraben worden sei. Indessen kümmerte er sich nicht weiter um die Angelegenheit. Erst jetzt nach 20 Jahren, als er zufällig in die Nähe seines Geburtsortes kam, regte sich in ihm eine begreifliche Neugier, sich einmal sein eigenes Grab anzusehen. Sein Versuch, den Unbekannten, der ihn so lange in „seiner" letzten Ruhestätte vertreten hatte, daraus wieder entfernen zu lassen, dürfte aber fehlschlagen. Nachdem ihn die Gerichte von Missouri einmal für tot erklärt haben, wird es für Bartels keine ganz einfache Sache sein, seine „Wiederauferstehung" erfolgreich nachzuweisen. Denn amtlich ist er tot und — „nur der Lebende hat recht."

Der Fürst und der Reinlichkeitsfanatiker

In einem der vornehmsten Stadtteile von Paris besitzt der russische Fürst Arbeloff eine prächtig eingerichtete Etagenwohnung. Zu seinem Mißvergnügen mußte er nun seit einiger Zeit bemerken, daß es in seinem Schlafzimmer „durchregnete," was um so unerklärlicher schien, als das Stockwerk über dem seinigen von einem Botschaftsrat einer europäischen Großmacht bewohnt war. Aber an der Tatsache ließ sich nicht zweifeln. Jeden Morgen hingen dicke Wassertropfen an der Schlafzimmerdecke, und der Fürst berechnete schon mit Sorge den Tag, wo die Decke, völlig durchweicht, ihm auf den Kopf fallen würde. Er beauftragte daher einen Kammerdiener, vorsichtig Erkundigungen einzuziehen, um den Grund dieser rätselhaften Ueberschwemmungen festzustellen, und so kam er dahinter, daß über seinem Schlafzimmer der Baderaum des Botschaftsrates lag. Hier nahm dieser allmorgendlich eine so gründliche Wäsche vor, daß der Fußboden des Badezimmers stets einen kleinen See bildete. Auf derartige Reinlichkeitsexzesse war die Bauart des französischen Hauses nicht eingerichtet. Die Beschwerden des Fürsten blieben erfolglos. Weder erklärte sich der Hauswirt bereit, die nötigen Ausbesserungen vornehmen zu lassen, noch der Diplomat, seine morgendlichen ausgedehnten Waschungen aufzugeben. Es kam daher zum Prozeß. Wenn Arbeloffs Behauptung, daß er in seiner 40 000-Franken-Wohnung nur noch mit aufgespanntem Regenschirm sich bewegen könne, auch reichlich übertrieben schien, so wäre er mit seiner Klage doch wohl durchgedrungen, wenn der beklagte Diplomat nicht unerwarteter Weise sich auf den Schutz der Exterritorialität berufen und sich verbeten hätte, daß Fremde, sei es auch ein russischer Fürst oder ein französisches Gericht, die Nase in sein Badezimmer steckten. Diese überraschende Einrede erschien dem Gericht, das wohl einen diplomatischen Zwischenfall heraufzubeschwören fürchtete, so beachtlich, daß es den Prozeß einstweilen vertagte. Man darf gespannt sein, welche Lösung es für den immerhin nicht ganz einfachen Fall schließlich finden wird.

Bunte Chronik

★ **Orkan über England und dem Kanal.** In der Nacht zum Donnerstag setzte über England und dem Kanal ein furchtbarer Sturm mit schweren Wolkenbrüchen ein. Auf den Scilly-Inseln und in Falmouth wurden 131 bezw. 150,4 Kilometer Stundengeschwindigkeit des Sturmes gemessen. Ueberall wurde großer Schaden angerichtet. In Islington, einem nördlichen Vorort von London, stürzte die gesamte Vorderfront eines H[illegible] ein.

Die Bewohner kamen mit dem Schrecken davon. In Adlershof und in Portsmouth stürzten die Seitenwände von 3 Häusern ein, wobei eine Frau und zwei Kinder verletzt wurden. Zahlreiche Dächer wurden abgedeckt. Sehr groß ist die Zahl der entwurzelten Bäume. Zwei Kinder wurden von fallenden Bäumen schwer verletzt. In Hull wurden gleichfalls viele Häuser schwer beschädigt und zahllose Fensterscheiben zertrümmert. Die Führer der Fischerfahrzeuge, die schwer beschädigt in den Häfen Schutz suchten, berichten von Sturmverhältnissen in der Nordsee, wie sie sie bisher noch nie erlebt haben. Der Schiffsverkehr im Kanal mußte teilweise eingestellt werden. Zahlreiche Schiffe liefen Dungeneß und Dover als Schutzhäfen an. Im Kanal von Bristol wurde ein schwerer Kran umgeworfen und die Eisenbahnlinie zerstört. Im Stadtgebiet von London wurden tausend Telephonleitungen beschädigt und 130 Ueberlandlinien zerstört.

* **Sie wollen jung heiraten.** Wie aus Calcutta gemeldet wird, haben die jungen Mädchen unter vierzehn Jahren aus Protest gegen das neue Gesetz, das vom nächsten Jahre ab die Ehen für Mädchen unter vierzehn Jahren verbietet, einen Trauertag veranstaltet. Alle Bazare und Läden blieben an diesem Tag geschlossen.

* **Eine Elfjährige geht in den Tod.** Die 11jährige Gerda P. in Berlin hat sich in der Wohnlaube ihrer Eltern in der Kolonie Albrechtshof erhängt. In der letzten Zeit war Gerda mehrfach nicht in die Schule gegangen, worauf die Lehrerin bei den Eltern anfragte, warum das Mädchen nicht zur Schule gekommen sei. Als Gerda P. am Montag nachhause kam, machte ihr die Mutter Vorwürfe und sagte, sie werde die Sache dem Vater erzählen. Das Kind ging nachmittag zu einer Freundin in der gleichen Kolonie und kam erst abends nachhause. Die Eltern waren fortgegangen. Während ihrer Abwesenheit erhängte sich Gerda P. an einer Leiter. Als die Eltern zurückkehrten, war sie bereits tot.

* **Schwere Bluttat.** In Salzwedel wurde eine schwere Bluttat aufgedeckt. Der Korbmacher Emil Planert hatte im Verlaufe eines Streites seine 50jährige Ehefrau mit einem Strick erwürgt. Nach dieser Tat nahm er ein Beil und zertrümmerte ihr die Schädeldecke. Sodann flüchtete er nach Berlin, wo er sich der Polizei stellte.

* **Schloßbrände.** Das Clubhaus des königlichen Yachtclubs in Cowes ist niedergebrannt, wobei eine Reihe wertvoller Bilder des Königs von England sowie bedeutender englischer Persönlichkeiten ein Raub der Flammen wurden. Das Feuer ist durch Kurzschluß entstanden. Das Haus, das unter Heinrich VIII. gebaut wurde, ist seit 75 Jahren das Heim des Clubs. — Wie aus Valladolid (Spanien) gemeldet wird, vernichtete ein Großfeuer das historische Palais Miranda. Viele Kunstschätze und Juwelen sind verbrannt. Ueber die Ursache des Feuers ist noch nichts bekannt geworden.

* **Ein früherer Feuerwehrhauptmann als Brandstifter.** In der Niederlassung einer Freiberger Firma in Himmelsfürst bei Brand-Erbisdorf waren am 1. und 30. November Brände ausgebrochen, durch die große Sachschäden entstanden waren. Als Täter wurde jetzt der ehemalige Feuerwehrhauptmann, Gutsbesitzer B. Kircheis, aus Brand-Erbisdorf festgenommen. Er hat die Brände angelegt, um für seine ehemalige Kompanie die Prämie zu erhalten. Kircheis ist geständig. Er war einer der Hauptbeteiligten im Bauernprozeß im September d. J. vor dem Schwurgericht in Freiberg. Er wurde damals zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, für die ihm eine Bewährungsfrist zugebilligt wurde. Diese dürfte mit der neuen Straftat hinfällig geworden sein.

* **Schüsse in einer Gastwirtschaft.** In einer Gastwirtschaft in der Mariannenstraße in Berlin kam es zu einer schweren Schlägerei zwischen den Gästen. Einer von ihnen, ein zwanzigjähriger Arbeiter, zog plötzlich den Revolver und feuerte z e h n S c h ü s s e ab. Vier Personen, darunter ein Reichswehrsoldat, wurden getroffen und zum Teil schwer verletzt. Der Arbeiter, der längere Zeit in dem Lokale gezecht hatte, war mit einem anderen in lebhafte Auseinandersetzungen geraten und als er der Aufforderung des Wirtes zum Verlassen des Lokals nicht Folge leistete, wurde er hinausgesetzt. Kurze Zeit später betrat er wiederum das Lokal und es kam sofort zu einem Handgemenge. Mit dem Ruf: „Das will ich euch heimzahlen!" zog er den Revolver und feuerte blind um sich. Der Täter stürmte dann auf die Straße und wurde nach kurzer Verfolgung eingeholt und verhaftet.

sh. **Die Geschichte eines Kindesmordes.** Ein erschütterndes Drama rollte sich vor dem Schwurgericht Detmold ab, vor dem sich das jugendliche Landarbeiterpaar Wesemann und die ledige Dienstmagd Bertram wegen gemeinsamen Kindesmordes zu verantworten hatten. Der Anklage lag folgender Sachverhalt zugrunde: Die Angeklagte Bertram hatte im September d. Js. in der Wohnung der Eheleute Wesemann auf dem Gute Mönchshof bei Barntrup, wo alle drei gemeinsam in einem Bette schliefen, ein Kind geboren. Der Vater dieses unehelichen Kindes war der seit sechs Monaten verheiratete Landarbeiter Wesemann. Schon vor der Geburt bestand bei allen drei Angeklagten Uebereinstimmung, das Kind auf irgendeine Weise zu beseitigen. Verschiedene Eingriffe bei der Bertram blieben ohne Erfolg. Als das Kind schließlich geboren wurde, haben die Ehefrau W. und die junge Mutter dem neugeborenen Kinde mehrere Male den Mund und die Nase zugehalten. Als diese Erstickungsversuche ohne Erfolg blieben, hat der Vater des unehelichen Kindes, der Mann der mitangeklagten Frau Wesemann, dieser gesagt, das Kind müsse getötet werden. Darauf hat die hilflose junge Mutter, die Dienstmagd Bertram, in ihrer Not dem Kinde erneut 15 Minuten lang Nase und Mund zugehalten; so ist der Tod eingetreten. Die Angeklagten schoben sich in der Verhandlung gegenseitig die Schuld zu, waren aber im übrigen geständig. Nach zweistündiger Beratung verkündete das Schwurgericht folgendes Urteil: Das angeklagte Ehepaar Wesemann wird wegen Mittäterschaft an der Kindestötung zu je 5 Jahren und 2 Monaten Zuchthaus verurteilt, die angeklagte Dienstmagd Bertram wegen Kindestötung zu 4 Jahren 2 Monaten Gefängnis.

* **Die Gattin in den Flitterwochen getötet.** Vor dem Schwurgericht in Linz fand ein Mordprozeß statt, in dem sich der 32jährige Landwirt Johann Wurm aus Schmiereith und seine Geliebte, die 20jährige Therese Blauensteiner, zu verantworten hatten. Das Paar wird beschuldigt, vom November 1928 bis Juni 1929 drei Menschen mit Arsen vergiftet zu haben. Am 3. Juni 1929 heiratete Johann Wurm die Marie Freudentaler. Während der Flitterwochen erkrankte die junge Bäuerin und der Gemeindearzt ordnete ihre Ueberführung ins Spital an, was aber Wurm zu verhindern mußte. Bald darauf starb die junge Frau. Dem Arzt kam die Sache verdächtig vor und er erstattete die Anzeige. Die Obduktion der Leiche ergab eine Arsenvergiftung. Während die Erhebungen in diesem Mord noch im Zuge waren, wurde die Gendarmerie in Kenntnis gesetzt, daß auch die erste Gattin Wurms keines natürlichen Todes gestorben sein dürfte. Die Leiche wurde ausgegraben und man fand in ihr große Mengen Arsen. Nun erinnerte man sich im Ort, daß im November 1928 das uneheliche Kind der Therese Blauensteiner ebenfalls unter mysteriösen Umständen gestorben war. Auf Anordnung der Staatsanwaltschaft wurde auch die Kindesleiche ausgegraben, die gleichfalls Arsen enthielt. Eine Hausdurchsuchung bei Wurm förderte eine Pfanne zutage, in der sich eine ranzige Fettmasse befand. Die Untersuchung ergab, daß darin mindestens zehn Gramm Arsen enthalten waren. Die Blauensteiner war bei Wurm als Großmagd angestellt und strebte danach, ihren Herrn zu heiraten. Da jedoch Wurms finanzielle Lage schlecht war, wußte sie ihn zu bewegen, reiche Bauerstöchter zu heiraten und sie dann aus dem Wege zu räumen. Wenn dann genügend Geld vorhanden war, sollte die Hochzeit stattfinden. Die Geschworenen sprachen Johann Wurm des dreifachen Giftmordes schuldig, Therese Blauensteiner des Mordes an den beiden Frauen Wurms, auch die Frage bezüglich des Mordes an ihrem Kinde wurde von den Geschworenen bejaht. Johann Wurm wurde zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Die Strafe für Therese Blauensteiner wurde mit Rücksicht auf ihr jugendliches Alter mit fünfzehn Jahren schweren Kerkers bemessen.

* **Rätselhafter Mord an einem Juwelier.** Die Polizeibehörden sind mit der Aufklärung des in vollkommenes Dunkel gehüllten Mordes an dem Brünner Juwelier Franz Foitik beschäftigt. Ein Kaufmann, der Wohnungsnachbar Foitiks, hörte vor seinem Weggang ins Geschäft in der Wohnung des Juweliers einen heftigen Wortwechsel und das Knallen mehrerer Schüsse. Der Kaufmann versuchte in die Wohnung Foitiks zu gelangen, als ihm aber niemand öffnete, lief er zum Telephon und verständigte sowohl Polizei wie auch Rettungsgesellschaft. Daraufhin begab er sich in sein Geschäft. Als das Rettungsauto eintraf, begann der Arzt im ganzen Hause nach einem Verunglückten zu suchen, da der Kaufmann keine näheren Angaben gemacht hatte. Als man auch bei der Wohnung des Juweliers anläutete, öffnete erst nach einer längeren Zeit eine junge Dame im Negligé. Sie schien ganz erstaunt, daß die Rettungsabteilung gekommen war und sagte in größter Verlegenheit: „Bitte, kommen Sie, ich glaube Franz hat sich angeschossen . . .!" Während die Aerzte in das Zimmer liefen, gelang es der jungen Frau, unbemerkt aus der Wohnung zu entkommen. Die von dem Arzt rasch durchgeführte Untersuchung ergab den merkwürdigen Umstand, daß Foitik sowohl durch einen Schuß in die linke, wie auch in die rechte Schläfe lebensgefährlich verletzt war. Der Arzt ordnete die Ueberführung in die Brünner Landeskrankenanstalt an, wo Foitik seinen Verletzungen erlag. — Das Rätsel ist rasch geklärt worden. Es konnte bereits festgestellt werden, daß kein Mord, sondern ein Selbstmord vorliegt. Foitik hat sich mit einer Pistole in die rechte Schläfe geschossen. Schon am 11. a. M. schrieb er in einem Brief, er habe die Absicht, Selbstmord zu begehen, weil er in schwierige finanzielle Verhältnisse geraten sei. Außerdem bedrückte ihn seine Invalidität und ein schweres inneres Leiden. Die rasche Aufklärung erfolgte dadurch, daß die Dame, die mit ihm die Nacht verbracht hatte und die beim Eintreffen der Rettungsgesellschaft verschwunden war, sich bei der Polizei selbst gemeldet und eine genaue Schilderung der Vorgänge gegeben hat. Sie ist eine Bartänzerin aus Proßnitz, die nur deshalb so schleunigst die Wohnung verließ, weil sie noch den Proßnitzer Zug erreichen wollte, um am Abend in Proßnitz auftreten zu können. Wie die Obduktion ergeben hat, wies die Leiche eine Schußwunde an der rechten Schläfe auf und die Kugel war an der linken Schläfe wieder ausgetreten. Dadurch ist das Gerücht entstanden, daß Foitik zwei schwere Schläfenverletzungen aufwies.

Briefkasten

L. K. P. 1. Ja. 2. Oberwallstraße. Ecke Bahnhofstraße.

Roland. Abnehmer sind nur Liebhaber, da die Handlungen mit Angeboten überschwemmt werden. Nur eine Anzeige kann Ihnen Adressen einbringen.

E. P., Oberglogau. Der Karte nach dürfte die schmalste Stelle etwa 50, die breiteste etwa 200 Kilometer sein.

Gastwirt L. M. Das ist so: Bei der Herstellung des Bieres unterscheidet man zwei Arten von Gärung. Die Untergärung verläuft bei einer Temperatur von 5 bis 10,5 Grad Celsius und wird angewandt bei der Erzeugung von bayrischen und verwandten Bieren. Die Obergärung, die bei einer Temperatur von 12,5 bis 25 Grad erfolgt, kommt nur bei der Fabrikation des Weißbieres und ähnlicher Getränke zur Anwendung.

Raucher Karl. Bedenken Sie: Im Jahre 1927 wurden in Deutschland 32 Milliarden Zigaretten geraucht, das sind etwa 502 Stück auf den Kopf der Bevölkerung.



Wie die Frauen vor 5000 Jahren kochten

Einen erstaunlichen Beweis für die Fortdauer uralter Ueberlieferungen und das Gleichbleiben gewisser urtümlicher Verrichtungen, die das alltägliche Leben seit den Anfängen der Kultur erfordert, liefern die Ausgrabungen, die in der Stadt Abrahams, dem „Ur der Chaldäer", von dem englischen Archäologen Woolley unternommen worden sind und jetzt fortgeführt werden. Die Gattin des Forschers Katharine Woolley, die an der Grabungen teilgenommen und besonders die Kocheinrichtungen mit sachverständigem Auge betrachtet hat, erzählt in einem Londoner Blatt, wie die Frauen vor 5000 Jahren kochten.

„Nichts erfreut unsere arabischen Arbeiter mehr," schreibt sie, „als wenn wir nach Wochen des Grabens in einer Tiefe von 30 Fuß und mehr irgend etwas ans Licht bringen, was ihnen ganz bekannt und vertraut vorkommt. Goldgefäße und Kunstwerke bringen ihnen zwar mehr Trinkgeld, aber sie jubeln nicht so laut, als wenn sie einen kupfernen Kochtopf ausgraben, der ihren eignen Töpfen zum Verwechseln ähnlich sieht, oder wenn sie einen Ofen freilegen, der ganz wie die ihrigen aussieht. Ganz in der Nähe eines kleinen Tempels, dessen Ruinen etwa sechs Kilometer von Ur liegen, fanden wir eine Küche, in der wohl das Essen für die Pilger gekocht wurde, die das Heiligtum besuchten. Da waren zwei Feuerherde genau von dem Typ, den man noch heute überall sieht, wenn man durch die Bazare von Bagdad oder Aleppo schlendert. Es war ein rechteckiger Block von Ziegeln, in dem sich lange, tiefe Kanäle befinden. In jedem dieser Tröge verbrennt die Köchin einen kleinen Haufen von Holzkohle, und dann wird darauf die kupferne Pfanne gesetzt, in der das Fleisch langsam röstet.

Geradeso wie heute muß die Köchin vor 5000 Jahren ihre Arbeit verrichtet haben, und die Pfannen, die sie benutzte, waren dieselben kupfernen Geräte, die noch heute gute Dienste leisten. 1500 Jahre später, zu Abrahams Zeiten, finden sich dieselben Kocheinrichtungen in Privathäusern. Der viereckige Herd aus Ziegeln liegt stets an der einen Seite des Raumes, und an den Wänden darüber konnten wir fast immer noch den Ruß mit den Fingern abstreichen, der sich hier vor 4000 Jahren angesammelt hatte. Auf den Böden dieser uralten Küchen liegen die großen Mahlsteine, mit denen das Korn zerstoßen wurde. In den größeren Häusern, in denen die Wohlhabenderen wohnten, waren die Kochtöpfe gewöhnlich aus Kupfer, während in den ärmeren Behausungen Pfannen aus Ton sich vorfanden, wie sie noch heute in Brauch sind.

Das Wasser, das man von den Ortsbrunnen herbeischleppte, wurde in großen Krügen aus porösem Ton aufbewahrt, in denen es sich kühl hält, und solche großen Tonkrüge werden noch in unsern Tagen stets von den Arabern zur Bewahrung und Frischerhaltung des Wassers verwendet.

Eine Arbeit, die nicht in der Küche verrichtet wurde, war das Brotbacken; für dieses heiße und rauchige Geschäft bediente man sich eines besonderen Ofens, der außerhalb der Küche, gewöhnlich im Freien, stand. Die flachen Brotfladen, die man noch jetzt im Orient verzehrt, wurden in einem Behältnis mit weiter Oeffnung gebacken, das sich auf einer sehr dicken Unterlage befand; in diesem flachen und breiten Looch wurde aus Zweigen und getrocknetem Dünger ein Feuer entzündet, und wenn dieses heruntergebrannt war, wurden die flachen runden Teigstücke über die Glut gelegt, so daß sie in wenigen Minuten ausgebacken waren.

Eine andere Ofenform, die für größere Brotlaibe bestimmt war, findet sich in den Haushaltungsräumen des großen Tempels der Mondgöttin; es ist ein Ziegelbau von der Gestalt eines Bienenstocks mit sechs Fuß im Durchmesser und ebenso hoch, in dem die Backarbeit für die Priester des Tempels verrichtet wurde. In der Küche der Mondgöttin befand sich ein doppelter Ofen mit kreisrundem Rauchfang, und in dem Tempelhof stieß man auf eine besondere Vorrichtung zum Kochen des Wassers. Noch heute bringen die arabischen Frauen das Wasser außerhalb der Küche zum Kochen. Man sieht also, daß die Köchinnen der altchaldäischen Tempel und die Frauen der biblischen Patriarchen in ihren Kochkünsten bereits dieselbe Höhe erreicht hatten, auf die die Araberinnen von heute stolz sind.

Die Frau als „Geschäftsmann"

Die Frauen sind heute bereits in großer Zahl im Geschäftsleben beruflich tätig, aber man findet sie nur selten in führenden Stellen; sie sind ausgezeichnet in untergeordneten Beschäftigungen, bewähren sich auch als Aufseherinnen, eignen sich aber kaum je zur Leitung großer Unternehmungen. Dem psychologischen Problem, das in dieser Erscheinung liegt, spürt die Engländerin Gladys Burlton nach, die als Sachverständige in allen weiblichen Berufsfragen einen großen Ruf besitzt. „Die höchst einfache Erklärung dieses Versagens der Frau ist die, daß sie keine führende Stellung will," schreibt sie. „Der Mangel an Ehrgeiz im Geschäft ist die Hauptwurzel für die untergeordnete Stellung der Frau. Für fast alle berufstätigen Frauen ist das Geschäft nur ein vorübergehender Zustand, nicht Lebensinhalt. Seit undenklichen Zeiten stehen andere Dinge im Mittelpunkt ihres Lebens: Ehe, Mutterschaft, Haushalt, und obwohl das moderne Leben sie auf das hohe Meer der Industrie geworfen sind, sehnt sie sich doch bewußt oder unbewußt heim nach dem sicherem Hafen der Familie. Die Frau ist sehr fleißig und gewissenhaft an der Stelle, an die man sie stellt. Sie gräbt sich in ihre Arbeit ein und ist mit ihr zufrieden; aber sie verlangt nach nichts Besserem und nichts Höherem.

Dieses zähe Festhalten kommt aus einer gewissen Treue, aber auch aus einer ererbten Passivität. Immer und immer wieder findet man, daß die weiblichen Angestellten an ihrem Posten hängen und sich in ihrem Bereich fast unentbehrlich machen; aber es kommt ihnen garnicht in den Sinn, sich einen andern und bessern Posten zu suchen. Der Mann ist stets bereit, etwas Neues anzufangen und sich herauszuarbeiten. Die Frau tut das nicht, selbst wenn sie sie die Fähigkeit dazu in sich verspürt. Deshalb gibt es so wenige Frauen in den leitenden Stellen, und diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Gerade diese Erfolgreichen beweisen, daß die Frau weiterkommen könnte, wenn sie nur wollte. Es gibt eine Technik des geschäftlichen Erfolgs, die erlernt und geübt werden kann. Das Wichtigste dabei ist, ein Gleichgewicht zwischen dem Streben nach Unabhängigkeit und der notwendigen Zusammenarbeit mit den andern herzustellen. Die Frau bleibt zu gern in Abhängigkeit; sie scheut sich vor Verantwortlichkeit und überläßt diese jüngeren Männern, auch wenn sie wohl imstande wäre, selbst den verantwortlichen Posten auszufüllen. Sie will alles selbst machen und hält sich so für unersetzlich, daß sie keinem andern ihre Arbeit überläßt. So ist sie auf einem begrenzten Gebiet außerordentlich nützlich, fühlt sich aber nicht wohl in einem größeren Reich, in dem sie andern befehlen soll. Die eigentliche schöpferische Tätigkeit bei großen Unternehmungen im Geschäftsleben ebenso notwendig ist wie in der Kunst, ist noch immer ein männliches Vorrecht. Frauen schaffen nicht, sie schaffen nur nach. Ihnen fehlt die Initiative; sie haben in sich noch nicht die Phantasie entwickelt, die neue Formen erfindet und neue Gedanken durchführt. Erst wenn immer mehr Frauen auf diesen schöpferischen Gebieten versuchen, und in ihnen heimisch sind, werden sie auch entscheidende Leistungen vollbringen. Ob sie dann glücklicher werden, das ist eine andere Frage. Die Frau weiß in ihrem Herzen, daß das Geschäft nicht alles ist, deshalb behandelt sie es als Nebensache. Der erfolgreiche Geschäftsmann aber denkt oft zu viel an das Geschäft, um glücklich zu sein.

Frauen beherrschen die Kinowelt

Ein englischer Filmkritiker glaubt jetzt den Grund dafür entdeckt zu haben, warum die Kinos so viel mehr besucht werden als die Theater, und zwar findet er des Rätsels Lösung darin, daß die Frauen bei der Auswahl der Filme ein viel gewichtigeres Wort mitzusprechen haben als bei der Annahme der Theaterstücke. Da das Publikum, das Lichtspiele und Theater besucht, in der überwiegenden Mehrzahl aus Frauen besteht, so muß man auch auf ihren Geschmack besondere Rücksicht nehmen. Das hat die Filmindustrie seit langem erkannt, und so bedient sie sich in weitem Umfange des Rates und des Urteils der Frau. Wenn auch das weibliche Element unter den Direktoren und Regisseuren nicht sehr hervortritt, so gibt man doch sehr viel darauf, was die Frauen zu einem Film sagen, und noch wichtiger ist ihre Stimme im Kreise der Kinobesitzer. In England gibt es nicht nur eine ganze Reihe von Damen, die Lichtspieltheater leiten, sondern auch in den großen Konzernen werden Damen vorwiegend zur Auswahl der Programme herangezogen. Die vielen Frauen, die bei den Vorführungen der angebotenen Filme den Zuschauerraum füllen, sind keine müßigen Zuschauerinnen, sondern es sind die Frauen, Schwestern und Töchter der Kinobesitzer, die diese mitnehmen, um auf ihr Urteil zu hören, oder die auch allein die Wahl treffen. Der Eigentümer einer großen Reihe von Kinos überläßt alle wichtigen Entscheidungen seiner Mutter und wählt keinen Großfilm aus ohne ihre Zustimmung. Im Theatergeschäft wird der Frau nicht dieselbe Rolle eingeräumt. Zwar gibt es gegenwärtig in London drei bis vier Bühnen, an denen Frauen den Haupteinfluß ausüben, aber im allgemeinen verläßt sich der Theaterdirektor viel zu sehr auf sein eigenes Urteil und auf das seiner männlichen Mitarbeiter, während es es auch hier mit leichter Abwandlung eines berühmten Wortes heißen müßte: „Willst Du wissen was Erfolg hat, dann frage nur bei edlen Frauen an."

Eine Engländerin studiert die deutschen Frauen

„Ich traf: 2 % geschminkt, 5 % mit nackten Beinen, 70 % in ärmellosen Kleidern, 90 % gut angezogen. So warn die Frauen, denen ich in Berlin und in den Städten am Rhein begegnete." In diesem Ergebnis faßt eine Engländerin die Studien zusammen, die sie an deutschen Frauen gemacht hat.

Sie vermißt an ihnen bei näherer Bekanntschaft die gefühlvolle Weichheit, die man früher bei dem deutschen „Gretchen" voraussetzte; sie findet die deutschen Frauen von heute nüchtern, sachlich und hart. Sie wundert sich im Theater darüber, daß die Damen sich während der Pausen auf die Genüsse des Büfetts stürzen, und zeichnet mit Staunen das Bild von „Frauen in prächtigen Abendtoiletten, die in der einen Hand ein Glas Lagerbier und in der andern eine große Wurst halten. Ein kräftiger Schluck Bier war stets von einem Biß in die Wurst gefolgt." Während sie bei den älteren deutschen Frauen die Spuren dieser reichlichen Ernährung in ihrem stattlichen Umfang bemerkt, findet sie bei der jungen Deutschen die „schlanke Linie" vortrefflich ausgebildet. „Dann ging ich nach dem Wannsee," fährt sie fort, „wo 70 000 täglich Sonnenbäder nehmen. Die Hälfte der Menge besteht aus Frauen. Sie schämen sich nicht, die Konturen ihrer Gestalt den Männern zu enthüllen. Deutsche Frauen benehmen sich in dieser Beziehung viel freier als die Engländerin, ich will damit nicht sagen, daß sie irgendwie roh oder unanständig sind; sie sind nur vorurteilsloser nicht so „geschämig"; zuerst errötete ich, aber bald erkannte ich, daß sie recht hatten. Ich studierte die Toiletten der deutschen Frauen; sie kleiden sich sehr viel hübscher als wir, wenn auch nicht so eigenartig wie die Französinnen, aber sie verabscheuen Aermel und hassen Strümpfe. Wenn die jüngere Generation unter den deutschen Frauen sich so kleiden dürfte, wie sie gern wollte, dann bin ich sicher, sie würden sich die Urmutter Eva im Paradies zum Vorbild nehmen."